

Rachel Crane  
RAYNE  
DIE MACHT DER SCHATTEN



## DIE AUTORIN

Rachel Crane ist das Pseudonym einer bekannten Autorin. Nach zwei kaufmännischen Ausbildungen, einem Fachwirt und beinahe einem Jahrzehnt bei einer Bank entdeckte sie das Schreiben für sich. Und obwohl das inzwischen mehr als 15 Jahre her ist, hat es sie noch immer nicht losgelassen. Die Autorin lebt und arbeitet in München.

*Von Rachel Crane sind bei cbj erschienen:  
Elathar – Das Herz der Magie (31028)*

Mehr über cbj/cbt auf Instagram  
unter @hey\_reader

Rachel Crane

# RAYNE

DIE MACHT  
DER SCHATTEN



Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

Am Ende des Buches findest du eine Karte von Tharennia



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967

1. Auflage März 2019  
© 2019 cbj Kinder- und Jugendbuch Verlag  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,  
Neumarkter Str. 28, 81673 München  
Dieses Werk wurde vermittelt durch die  
AVA international GmbH  
Autoren- und Verlagsagentur, München  
[www.ava-international.de](http://www.ava-international.de)  
Alle Rechte vorbehalten  
Umschlaggestaltung und Artwork:  
© Isabelle Hirtz, Inkcraft und Verwendung  
mehrerer Bilder von Shutterstock  
(nizas; Stefanie Angele; FlexDreams)  
Landkarte © Erhard Ringer  
ml · Herstellung: eR  
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach  
Druck: CPI books GmbH, Leck  
ISBN 978-3-570-31157-8  
Printed in Germany  
[www.cbj-verlag.de](http://www.cbj-verlag.de)

»Wenn ich dich erwische, wirst du das fressen. Jeden einzelnen Krümel!«

Wie ein Rachegeist folgten dem Jungen die Rufe seines Bruders zwischen den Felsen hindurch. Immer tiefer lief er in das Labyrinth aus grauem Stein, kletterte über schmale Stege nach unten und folgte dem Verlauf enger Spalten, in der Hoffnung, seinen Bruder abzuhängen.

Der Junge sah sich um. Alles, was er brauchte, war ein Versteck. Einen Ort, an dem er ausharren konnte, bis der Zorn seines Bruders verraucht war. Inzwischen war er von den vertrauten Pfaden abgekommen und hatte einen Weg eingeschlagen, den er niemals zuvor gegangen war. Einen Weg, von dem er sicher war, dass er vor ein paar Monaten noch nicht existiert hatte. So wie es aussah, war er durch einen Felsrutsch entstanden, vielleicht nach den Regenfällen im letzten Winter. Überall lagen Geröll und Felsbrocken. Der Untergrund war tückisch und steil, trotzdem lief er weiter. Seine Flucht führte ihn den Abhang hinab, fort von dem Plateau, auf dem sie ihr Lager aufgeschlagen hatten, hinunter zum zerklüfteten Fuß des Berges. Kein Pfad war hier zu erkennen und auch keine Spuren, weder von Mensch noch von Tier. Die Felsen rückten enger zusammen und zwangen den Jungen, über sie hinwegzuklettern oder sich zwischen ihnen hindurchzuzwängen. Immer weiter arbeitete er sich voran, verfolgt von den wütenden Rufen.

Solange sein Bruder noch geschlafen hatte, war es ihm spaßig erschienen, dessen Reitstiefel mit Pferdemit zu füllen.

Natürlich hatte er gewusst, dass sein Bruder wütend werden würde. Aber gleich so sehr? Wegen einem Paar Stiefel?

Der Junge konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen. Die Vorstellung, wie sein Bruder den Ritt nach Hause in den stinkenden Stiefeln zurücklegen würde, war einfach zu komisch.

Er bezweifelte, dass sein Bruder ihn den Mist wirklich essen lassen würde. Daran allerdings, dass ihm eine ordentliche Abreibung bevorstand, zweifelte er keinen Moment.

Er umrundete einige Felsen, bis er von einer steilen Wand aus grobem Stein zum Anhalten gezwungen wurde. In der Ferne hörte er die Rufe seines Bruders. Flüche und Drohungen, von den Steinwänden aufgefangen und in unzähligen Echos zurückgeworfen. In der Hoffnung, doch noch einen Weg zu finden, folgte er dem Fels erst in die eine, dann in die andere Richtung. Beide Male beendeten andere Felsen nach wenigen Schritten seinen Weg. Der Junge hielt inne und ließ seinen Blick schweifen. Da drüben in den Schatten war etwas. Er machte ein paar Schritte auf die Stelle zu. Tatsächlich! Eine Spalte. Wenn er sich dünn machte, konnte er hineinschlüpfen.

Der Junge holte tief Luft und schob sich seitwärts in die Spalte. Der scharfkantige Stein schrammte schmerzhaft über seinen Rücken. Einen Moment fürchtete er, stecken zu bleiben, dann jedoch erweiterte sich der Spalt zu einem Gang.

Er machte ein paar Schritte vorwärts, darauf gefasst, jeden Moment auf eine Felswand zu stoßen, doch da war nichts. Der Gang war breit genug, dass er sich nicht mehr hindurchzwängen musste, und hoch genug, um sich nicht den Kopf zu stoßen. Das Licht, das durch die Spalte drang, war bald nur noch auszumachen, wenn er den Kopf wandte. Vor ihm erstreckte sich die Dunkelheit. Er tastete sich an der Wand entlang und folgte dem Gang um eine Biegung. Hier hätte er bleiben können, doch die Neugier trieb ihn weiter. Zwanzig Schritte. Dreißig. Nach fünfzig Schritten bemerkte er, dass

der Gang nicht länger eben verlief, sondern sanft abfallend in die Tiefe führte. Bisher war er weder an eine Abzweigung gelangt, noch hatte sich die Breite merklich verändert, sodass er selbst im Dunklen nicht Gefahr lief, sich zu verirren. Der Junge war jetzt mehr als weit genug vom Eingang entfernt. Er wollte stehen bleiben, doch etwas trieb ihn weiter voran. Es war, als hätte ein anderer die Kontrolle über seine Beine übernommen. Und dieser andere wollte, dass er weiterging.

Angst breitete sich in ihm aus, als er begriff, dass er keine Kontrolle mehr über seinen Körper hatte. Er kämpfte dagegen an, geriet bei dem Versuch, stehen zu bleiben, immer wieder ins Stolpern, doch seine Fußsohlen scharrrten unaufhörlich über den Stein. Schritt um Schritt zog es ihn weiter, bis der Gang abrupt endete.

Er tastete über die Wand, auf der Suche nach einem Weg. Doch es gab nur Felsen zu drei Seiten und den Gang, durch den er gekommen war. Der Zwang, der ihn vorwärtsgedrängt hatte, war fort. Erleichtert, wieder Herr über seinen Körper zu sein, lehnte der Junge sich an die Wand und atmete durch. Obwohl es kühl war, stand ihm kalter Schweiß auf der Stirn. Er wischte ihn weg.

Getrieben von dem Wunsch, umzukehren, strichen seine Finger auf der Suche nach Orientierung über den Fels. Er bemerkte die Runen nicht, deren verwitterte Reste er mit seiner Berührung zerstörte. Ein bläuliches Licht flackerte auf und hüllte das Ende des Ganges in schwachen Schein. Der Junge taumelte zurück. Dort, wo seine Finger noch vor wenigen Herzschlägen die Felswand gespürt hatten, eröffnete sich ihm nun der Blick auf eine Nische. Darin stand ein steinernes Gefäß, so groß wie der Kopf eines Mannes. In das Gefäß selbst und rundherum in die Wände der Nische waren fremdartige Zeichen in den Stein getrieben.

Der Junge, der erst jetzt bemerkte, dass er den Atem angehalten hatte, stieß die Luft aus. Er hatte einen Schatz gefunden.

Wenn sein Bruder das sah, würde er seinen Zorn rasch vergessen.

Er wischte Staub und feine Steinchen von dem Gefäß und wollte es von seinem Sockel heben. Als er es berührte, leuchteten die eingravierten Zeichen auf. Der Junge erschrak so sehr, dass ihm das Gefäß entglitt und zu Boden fiel, wo es zerbrach.

Feiner silbriger Nebel erhob sich aus den Scherben und stieg in die Luft. Vor Angst erstarrt beobachtete er, wie sich der Nebel wirbelnd und kreiselnd erhob, mal hierhin und mal dorthin wogte, ehe er sich mehr und mehr verdichtete, bis der Junge eine vage menschliche Form darin zu erkennen glaubte.

*Du hast mich errettet*, erklang eine warme Stimme im Kopf des Jungen. Die darin schwingende Dankbarkeit ließ ihn schlagartig seine Angst vergessen. *Dafür will ich mich erkenntlich zeigen. Sag mir, was ist dein größter Wunsch?*

Darüber musste der Junge nicht lange nachdenken. Lächelnd sprach er aus, wonach er sich am meisten sehnte – nicht ahnend, dass dieser Wunsch ihn und seine Familie ins Unglück stürzen sollte.



8 JAHRE SPÄTER...



# PROLOG

Rissa Fjal'Har, die Königin von Tharennia, stand auf dem Südturm und blickte auf die nächtliche See hinaus. Zu ihrer Rechten lag Naranor, die bunte und pulsierende Stadt, die sich vom Hafen die Klippen hinauf bis zur Königsburg zog und die seit mehr als zwei Jahrzehnten ihr Zuhause war. Sie liebte die Stadt und die Burg, der Südturm jedoch war von Anfang an ein besonderer Ort gewesen. Er erinnerte sie an den Turm in jener Passfestung, in der sie und Elathar vor vielen Jahren Zuflucht gefunden hatten. Elathar war damals der Einzige gewesen, der es gewagt hatte, dem Thronräuber Falinn die Stirn zu bieten. Monatelang hatten sie sich in der alten Festung verborgen und all jenen Zuflucht gewährt, die vor Falinn und seinen Seelenlosen auf der Flucht gewesen waren. Innerhalb der überfüllten Festungsmauern war der halb verfallene Turm der einzige Ort gewesen, an dem Elathar und sie Ruhe gefunden hatten.

Falinn war längst besiegt und sie und Elathar seit Langem vermählt, doch noch immer genossen sie es, einen Platz nur für sich zu haben. Wann immer es möglich war, kamen sie nach Einbruch der Dunkelheit hierher, besprachen die Ereignisse des Tages oder genossen gemeinsam die Stille, die sonst so schwer zu finden war.

Heute würde Elathar nicht kommen. Er war im Morgenrauen mit seinen alten Freunden Dainn und Beolan zu einem Jagdausflug in den Königswald aufgebrochen. Natürlich war ein Trupp Wachen bei ihnen, etwas anderes würden Dainn und Beolan, die als Kommandanten der königlichen Garde

für Elathars Sicherheit verantwortlich waren, gar nicht zulassen. Während der Stunden im Wald jedoch würden die Krieger unsichtbar bleiben. Nah genug, um bei Gefahr jederzeit zur Stelle zu sein, aber weit genug entfernt, um nicht zu stören. Elathar und seine Gefährten würden die Nacht im Wald verbringen und erst am nächsten Morgen zurückkehren. Rissa gönnte ihrem Gemahl diese wenigen Stunden abseits aller Pflichten von Herzen.

So viele Jahre war alles ruhig geblieben. Nach Falinns Sturz hatte Rissa zusammen mit Lyanna und Garri in der Stadt ein Haus der Heilung aufgebaut. Eine Weile hatte sie geholfen, die Kranken und Verletzten zu versorgen, doch nach Elathars Krönung und ihrer beider Vermählung war es komplizierter geworden. Anfangs war sie, ungeachtet ihres Ranges, weiterhin gekommen, um zu helfen. Die Wachen jedoch, die ihrer Königin auf Schritt und Tritt folgten, waren ständig im Weg gewesen, sodass Rissa bald das Gefühl hatte, mit ihrer Anwesenheit mehr zu stören, als zu helfen. Sie hatte mit Elathar darüber gesprochen und versucht, ihn dazu zu bewegen, auf die Wachen zu verzichten oder sich wenigstens auf einen oder zwei Krieger zu beschränken, doch ihr Gemahl hatte sich nicht erweichen lassen.

Noch vor seiner Krönung hatte Elathar das Verbot der Zauberei aufgehoben und verkündet, dass Rissas Magie nicht gefährlich war. Er ließ alle wissen, dass es ihnen ohne sie nicht möglich gewesen wäre, Falinns durch Zauberwerk erschaffene Armee zu besiegen. Rissas Gabe war anders als jene Magie, die vor langer Zeit verboten, verfolgt und nahezu ausgerottet worden war. Trotzdem fürchtete Elathar, jemand könne Rissa aus altem Hass oder tief verwurzelter Angst heraus angreifen.

Um nicht länger im Haus der Heilung zu stören, hatte sich Rissa eine andere Aufgabe gesucht. Sie hatte Boten ausgesandt, die überall im Land nach Zauberern suchen und sie bitten sollten, zu ihr nach Tharennia zu kommen. Während

sie wartete, hatte sie sich – begleitet von ihren Wachen – unter das Volk begeben, um den Menschen begreiflich zu machen, dass Magie nicht länger etwas war, das sie fürchten mussten. Mit der Zeit war es ihr gelungen, das Vertrauen der Leute zu gewinnen und ihnen die Angst zu nehmen. Händler und Reisende begannen, ihre Botschaft überall im Königreich zu verbreiten.

Je weiter die Angst der Menschen schwand, desto häufiger wurde Rissa um Hilfe gebeten, wenn Magie zu Problemen führte. Meist handelte es sich um Artefakte oder um Menschen, die eine gering ausgeprägte magische Gabe nutzten, um andere zu betrügen und auszunehmen.

Im Laufe eines Jahres folgte ein gutes Dutzend Zauberer ihrem Ruf. Allesamt Männer und Frauen, die seit Jahren im Verborgenen lebten und die nun Hoffnung auf ein neues Leben hegten, in dem sie nicht länger verheimlichen mussten, was sie waren.

Mit ihnen zusammen gründete Rissa die Akademie des Bronn. Einen Ort, an dem Menschen mit magischem Talent ausgebildet und im moralisch korrekten Umgang mit ihrer Gabe unterwiesen werden sollten. Sieben der Zauberer erklärten sich bereit, sich dort dauerhaft als Lehrmeister niederzulassen. Die anderen zogen es vor, durch die Lande zu reisen und überall dort, wo Menschen mit weniger ausgeprägter Gabe Unterweisung suchten, ihre Dienste anzubieten.

Die meisten Menschen waren mit der Angst vor Magie groß geworden. Sie alle kannten die Gründe, die einst zum Krieg gegen die Zauberer geführt hatten. Grundlage der Magie war Energie. Diese Energie war nichts anderes als Lebenskraft, die ein Zauberer aus seiner Umgebung zog. In ihrer Gier nach Macht hatten die Zauberer sich irgendwann nicht länger mit der Energie zufriedengegeben, die sie mit jedem Atemzug aus ihrer Umgebung aufnahmen. Stattdessen hatten sie begonnen, Mensch, Tier und Natur bewusst

Lebenskraft zu entziehen. Ganze Landstriche hatten sie verwüstet, Dörfer entvölkert und Tausende Menschen als Sklaven gehalten – ein lebendiger Energievorrat, den sie bis zum letzten Lebensfunken aussaugten. Den Fürsten war keine andere Wahl geblieben, als gegen die Zauberer zu Felde zu ziehen, bevor sie deren Macht nichts mehr entgegensetzen konnten. Unter großen Verlusten war es ihnen gelungen, den Sieg zu erringen. Alle Magie war verboten, noch lebende Zauberer waren über Jahrzehnte verfolgt und getötet worden.

Drei Jahrzehnte nach dem Krieg hatte es kaum noch Magie gegeben. Jene, die über die Gabe verfügten und nicht im Krieg umgekommen waren, hatten entweder das Land verlassen oder hielten sich wie Rissa verborgen. Rissas Magie jedoch war von Anfang an anders gewesen. Sie war die letzte Nachfahrin der Bronnéa, der Hüter eines in Vergessenheit geratenen Glaubens. Die Bronnéa waren nicht imstande, Energie mit Gewalt zu nehmen. Ihre Umgebung gab sie ihnen, und wenn sie aufgebraucht war, konnten sie keine Magie wirken, bis ihre Energie sich von selbst wieder regeneriert hatte. Im Kampf gegen Falinn war Rissa gezwungen gewesen, die reine Essenz der Magie in sich aufzunehmen, um zu verhindern, dass er sie an sich reißen konnte. Die Essenz – das Herz – der Magie war die Ansammlung der Macht aller Zauberer, die je gelebt hatten. Wann immer einer von ihnen starb, blieb der Kern seiner magischen Gabe zurück. Über Jahrhunderte hatte sich diese Essenz in der Grabkammer Nakkon Sawans, des Ersten Zauberers, gesammelt. Eine gewaltige, unsichtbare Energie, die nur von Zauberern aufgespürt werden konnte. Solange sie existierte, würde es auch Magie in dieser Welt geben.

Rissa hatte die Essenz nach Naranor getragen und dort freigelassen, wodurch Falinns magisch erschaffene Armee zerstört worden war. Damals war sie davon ausgegangen, dass die Magie aus der Welt verschwinden würde, wenn sie die Essenz

freigab. Das hätte auch ihr eigenes Ende bedeutet, denn es war einzig die Magie, der sie es verdankte, noch am Leben zu sein. Doch es war anders gekommen. Ein winziger Teil der Essenz war in Rissa zurückgeblieben, ein Funke, der sie am Leben hielt. Das Herz der Magie existierte nicht mehr, die Essenz befand sich nicht länger gesammelt an einem Ort, doch sie hatte sich auch nicht verflüchtigt. Dank des Funkens, den sie in sich trug, konnte Rissa sie noch immer spüren: Sie war überall um sie herum, lag wie ein unsichtbarer Schleier über allem. Wie ein Schutzschild, der es den Zauberern fortan unmöglich machte, ihrer Umwelt mit Gewalt die Lebenskraft zu entziehen. Stattdessen nahmen sie nun, so wie es bei Rissa und allen Bronnéa vor ihr schon immer der Fall gewesen war, immer und überall ein klein wenig Energie in sich auf. Nur das, was ihnen die Natur freiwillig gab.

Ob sich das Wesen der Magie verändert hatte, weil sich ihre Essenz nicht länger an einem Ort konzentrierte, oder ob es daran lag, dass Rissa die Essenz in sich getragen und diese dadurch mit ihrer eigenen Magie in Berührung gekommen war, darüber konnte sie nur spekulieren. Zu wissen, dass jene Zauberer, die die Menschen so lange in Angst und Schrecken versetzt hatten, ein für alle Mal der Vergangenheit angehörten und niemand mehr die Macht der Magie missbrauchen konnte, genügte ihr.

Je mehr Zeit verstrich, desto mehr schwand die Furcht der Menschen. Die meisten Zauberer, die im Laufe der Jahre an der Akademie ausgebildet worden waren, hatten sich entschieden, ihre Gabe in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen. Je nachdem, wo ihre Talente lagen, arbeiteten sie als Heiler, verhinderten, dass Vieh von Krankheit heimgesucht und Ernten durch Fäule verdorben wurden, oder halfen an anderer Stelle, an der ihr Rat und ihre Weisheit gebraucht wurde. Es gab nicht viele von ihnen, und sie konnten längst nicht überall sein, wo Hilfe vonnöten war, doch die Menschen begannen

zu begreifen, dass die Zauberer nicht länger ihre Feinde waren.

Die ersten Jahre nach dem Sieg über Falinn waren ruhig verlaufen. Rissa hatte sich der Gründung der Akademie gewidmet, und je mehr Akzeptanz die Magie im Volk erfahren hatte, desto leichter war ihr ums Herz geworden. Dann jedoch hatte sie bemerkt, dass sich noch etwas verändert hatte. Während ein gewöhnlicher Zauberer nur eine begrenzte Menge an Energie in sich aufnehmen konnte, schienen Rissa in dieser Hinsicht keine Grenzen gesetzt zu sein.

Durch den Lebensfunken, den sie in sich trug, war sie mit dem Schleier verbunden, zu dem die Essenz geworden war, und wenn ihre eigenen Energiereserven gefüllt waren, nährte sie diesen mit der überschüssigen Energie. Rissa wusste instinktiv, dass sie ebenso jederzeit auf diese nahezu unerschöpfliche Energiereserve zugreifen könnte. Die Macht, die mit dieser Möglichkeit verbunden war, war so gewaltig, dass sie ihr Angst einjagte. Noch größer jedoch war ihre Furcht davor, jemand könne einen Weg finden, diese Macht an sich zu reißen.

Aus diesem Grund entschied Rissa, so wenig Magie wie möglich einzusetzen und nur dann, wenn es wirklich nötig war. Sie hatte so viele Jahre nur in einem sehr begrenzten Rahmen darauf zugreifen können, dass es ihr nicht schwerfiel, sich auch weiterhin zurückzuhalten. Solange niemand ahnte, über welche Macht sie verfügte, bestand auch keine Gefahr. Sie schwor sich, dass sie niemals zulassen würde, dass ein anderer ihre Kräfte missbrauchte. Schon einmal war sie bereit gewesen, ihr eigenes Leben zu geben, um zu verhindern, dass jemand die Magie für seine finsternen Zwecke nutzte. Wenn es nötig war, würde sie es, ohne zu zögern, noch einmal tun.

Erst als ihr Sohn Darragh zur Welt kam, war ihr bewusst geworden, wie verwundbar sie tatsächlich war. Was, wenn



jemand sie mit seinem Leben erpresste? Wäre sie bereit, auch ihn zu opfern, um die Magie zu schützen?

Zu ihrer Erleichterung wurde sie nie vor diese Entscheidung gestellt. Die Jahre, die auf Darraghs Geburt folgten, verliefen weitgehend sorglos, und je mehr Zeit verstrich, desto sicherer begann Rissa sich zu fühlen. Bis zu jenem Tag, an dem die alte Malyn sie an ihr Sterbebett rufen ließ.

Während Rissa nun auf dem Südturm stand, glitt ihr Blick zum nachtschwarzen Himmel hinauf, zu jener Stelle, an der hell der Schweifstern über dem Meer stand. Jener Stern, dessen Erscheinen Malyn vor ihrem Tod prophezeit hatte. Zwanzig Jahre waren seitdem vergangen, und jedes Jahr, in dem sich der Stern nicht zeigte, hatte in Rissa die Hoffnung genährt, die alte Seherin möge sich geirrt haben. Doch Malyn hatte schon zu oft recht behalten, und jetzt, da der Schweifstern sich am Himmel zeigte, wusste Rissa, dass sie vergebens gehofft hatte.

Sie hatte sich in Gegenwart der Alten immer unwohl gefühlt, trotzdem war sie ihrem Ruf damals gefolgt. Wie hätte sie den Wunsch einer Sterbenden ausschlagen können? In den sieben Jahren, die seit ihrer letzten Begegnung vergangen waren, hatte sich die Alte kaum verändert. Schon damals war sie Rissa uralt und zerbrechlich erschienen, der Rücken gebeugt, die Haut vom Alter gezeichnet, die Zähne verfault und stinkend, die blinden Augen von einem milchigen Schleier überzogen. Nun hatte sie keine Zähne mehr, und der einzige Geruch, der sie umgab, war der des nahenden Todes. Ihre blinden Augen jedoch, davon war Rissa überzeugt, sahen noch immer mehr, als ihre eigenen Sinne zu erfassen vermochten.

Rissa nahm an Malyns Bett Platz und ließ zu, dass die Alte nach ihrer Hand griff. Die runzligen Finger waren kalt und kündeten vom Rückzug des Lebens aus ihrem Körper. Doch die Stimme der Seherin hatte nichts an Kraft verloren.

»Die Magie ist in Gefahr«, sagte Malyn fest. »Nicht heute

und nicht morgen, doch der Tag wird kommen. Wenn sich im Süden der Schweifstern am Himmel zeigt, ist es zu spät. Du musst jetzt handeln! Verhindere, dass *ER* sich deiner Gabe bemächtigt. Schütze die Magie und dein Volk!«

»*ER*?« Rissa beugte sich vor. »Wer ist *ER*?«

»*ER* ist nur die erste Gefahr von vielen, die noch folgen werden, wenn du nichts unternimmst. Schütze die Magie!« Dann sank die Alte in die Kissen zurück. Leer blickten ihre trüben Augen zur Decke, und für einen Moment dachte Rissa, dass das Leben sie verlassen hatte. Dann aber sah sie, wie sich der Brustkorb der Alten kaum merklich hob und senkte.

»Aber wie? Was kann ich tun, Malyn?«

Die Seherin wandte den Kopf, eine Bewegung, die ihr beinahe alle Kraft abzuverlangen schien. »Komm näher.« Die Worte kamen so leise, dass Rissa sie mehr von den Lippen der Alten ablas, als sie tatsächlich zu hören. Sie beugte sich nach vorne, bis Malyns Lippen dicht an ihrem Ohr waren. »Geh ins Hochland von Pyne«, flüsterte sie. »Finde Trevelian. Er wird wissen, was zu tun ist.«

Es dauerte noch einen weiteren Tag, bis der Tod Malyn endgültig zu sich holte, doch bis dahin sprach sie kein weiteres Wort mehr.

Nach Malyns Tod reiste Rissa ins Hochland. Sie sagte Elathar nichts von der Warnung der Seherin und ließ ihn in dem Glauben, im Hochland einen Zauberer aufzusuchen, den sie für die Akademie gewinnen wollte. Bevor sie Elathar einweihete und ihm verriet, wie mächtig ihre Magie geworden war, wollte sie herausfinden, ob dieser Trevelian ihr wirklich helfen konnte.

Das konnte er tatsächlich. Mit seiner Hilfe wagte Rissa einen drastischen Schritt, dessen Einfluss auf ihr Leben so groß war, dass sie es bis heute nicht über sich gebracht hatte, Elathar davon zu erzählen. Sie hatte immer gewusst, dass der Tag kommen würde, an dem sie ihm alles offenbaren musste,

doch auch in den drei Monaten, die seit dem Erscheinen des Schweifsterns vergangen waren, hatte sie es noch immer nicht getan. Bisher hatte sie ihr Schweigen damit gerechtfertigt, dass es nicht nötig war, Elathar die Bürde aufzuerlegen, die dieses Wissen mit sich brachte, wenn Malyns Prophezeiung womöglich niemals eintrat. Doch seit Rissa den Stern zum ersten Mal erblickt hatte, fragte sie sich jeden Tag, ob nun das Unglück in ihrer aller Leben Einzug halten würde oder ob es ihr mit Trevelians Hilfe gelungen war, dies zu verhindern. Vielleicht war die Magie in Sicherheit, vielleicht auch nicht. Doch ganz gleich, was ihnen auch bevorstehen mochte, sie wollte nicht, dass Elathar unvorbereitet mit den kommenden Ereignissen konfrontiert wurde. Gleich morgen würde sie ihm alles offenbaren. Sie hatte es schon viel zu lange aufgeschoben.

Ein Geräusch in ihrem Rücken ließ sie innehalten. Die Tür zum Turmdach wurde geöffnet. *Elathar*. Sie freute sich über seine frühe Rückkehr, auch wenn das bedeutete, dass sie gleich jetzt mit ihm sprechen musste. *Immerhin kann ich es dann nicht länger vor mir herschieben*. Sie wandte sich um. Das Lächeln auf ihren Lippen erstarb, als sie die Dunkelheit auf sich zurasen sah.

Alles ging so schnell, dass ihr kaum Zeit blieb, nach ihrer Energie zu greifen. Noch bevor sie mit ihrer Magie einen Schutzschild um sich herum aufbauen konnte, hatte die Finsternis sie erreicht. Im selben Augenblick, in dem sie auf Rissa traf, fiel ihr Zauber in sich zusammen, die Energie verging. Ungebremst drang die körperlose Kreatur in Rissas Brust und strömte in ihr Innerstes. Eine durchdringende, eisige Kälte erfasste Rissa und zwang sie in die Knie.

Nur langsam begriff sie, dass das, was sie als Kälte empfand, nichts mit der Temperatur zu tun hatte, sondern mit dem Schwinden ihrer Kräfte. Etwas riss an ihr, zerrte an ihrer Energie, raubte sie ihr in rasender Geschwindigkeit. Rissa spürte, wie der Funke, der sie am Leben hielt, an Kraft verlor.

Sie kämpfte dagegen an, versuchte, sich gegen diesen brutalen Raub ihrer Lebenskraft zu wehren, doch sie hatte der Macht dieses Angriffs nichts entgegenzusetzen. In ihr war kein noch so kleiner Rest Energie mehr, den sie für ihre Magie hätte nutzen können, und noch immer hatte das dunkle Wesen nicht genug. Unnachgiebig saugte es das Leben aus ihrem Körper.

Rissa stürzte, zu schwach, um sich länger aufrecht zu halten. Undeutlich spürte sie den rauen Steinboden an ihrer Wange. Das Turmdach vor ihren Augen verschwamm, während der magische Funke in ihr zusehends schwächer wurde. Es gelang ihr kaum noch, die Augen offen zu halten, geschweige denn gegen die nahende Ohnmacht anzukämpfen.

Ihr Innerstes fühlte sich an, als stünde es in Flammen. Der Eindringling zerrte und riss an ihr, und Rissa spürte seinen wachsenden Zorn, als er nicht fand, wonach er suchte.

Grimmige Zufriedenheit erfüllte Rissa, als das Wesen brüllend vor Wut ihrem Körper entwich und sich zurückzog. Sie hatte gehofft, dass ihre Kräfte zurückkehren würden, wenn die Kreatur ihren Körper freigab. Doch das Monster hatte zu viel genommen. Sie würde keine Gelegenheit mehr haben, mit Elathar zu sprechen. Würde ihm das einzige Geheimnis, das sie je vor ihm gehabt hatte, nicht mehr rechtzeitig offenbaren können.

*Die Götter seien uns gnädig.* Es war ihr letzter Gedanke, ihr letztes Flehen, ehe ihr Geist in Schwärze versank.

# 1

**R**ayne Fjal'Har fing den Schwerthieb mit ihrer eigenen Klinge ab. Dabei unterschätzte sie die Wucht des Angriffs. Ein schmerzhafter Ruck fuhr durch ihren Arm und sie geriet ins Stolpern. Zwei schnelle Schritte, dann hatte sie ihr Gleichgewicht wiedergefunden. Sie riss ihr Kurzschwert herum und stürmte mit einem Schrei auf ihren Gegner zu. Natürlich hatte Bär ihren Angriff vorhergesehen. Das tat er immer. Er trat einen Schritt zur Seite und ließ Rayne ins Leere laufen. Sie fuhr herum und blickte in Bärs grimmiges Gesicht. Allein dieser Anblick hätte einen Gegner schon in die Flucht schlagen können. Ein wandelnder Muskelberg, der – obwohl er dreimal so alt war wie Rayne – die meisten jüngeren Krieger noch immer mühelos in die Tasche steckte.

*Was vermutlich daran liegt, dass sein finsterner Blick sie erstarren lässt, bis es zu spät ist.*

Rayne allerdings fiel nicht auf das grimmige Äußere herein. Weder die Statur noch der beeindruckend dichte, schwarze Bart, der die untere Hälfte seines Gesichts verbarg, vermochten es, sie zu täuschen. Die Falten um seine Augen herum verrieten dem aufmerksamen Betrachter, dass ihm das Lachen nicht fremd war.

Zu ihrem Leidwesen jedoch kannte Bär sie noch besser als sie ihn. Sie konnte nur hoffen, dass sie für einen echten Gegner weniger durchschaubar sein würde als für ihren Ausbilder.

»Komm schon, Mädchen!« Bärs raue Stimme donnerte über den Übungsplatz, an dessen Rand sich einige Zuschauer,

vorwiegend Krieger ihres Vaters und ein paar Stallburschen, versammelt hatten. »Willst du dich von mir den ganzen Tag über den Platz jagen lassen?«

»Ich warte nur darauf, dass dir die Luft ausgeht, alter Mann. Dann ist der Sieg mein.«

Bär lachte, was Rayne für einen weiteren Angriff nutzte. Einmal mehr wurde ihre kurze Klinge von seinem Langschwert abgefangen und wie ein lästiges Insekt zur Seite gewischt. Entschlossen versuchte sie es erneut. Dieses Mal täuschte sie einen Angriff an. Im letzten Moment wich sie zur Seite aus, bückte sich und ließ ihre freie Hand über den Boden gleiten. Als Bär angriff, fuhr sie herum und schleuderte ihm die Erde ins Gesicht, die sie aufgenommen hatte.

»Du kämpfst schmutzig!« Mit einer Abfolge wilder Hiebe hielt er sie auf Abstand, während er sich den Dreck aus den Augen wischte. »Das habe ich dir nicht beigebracht!«

»Nein, das war Dainn. Er meint, das könnte nützlich sein.«

»Und recht hat er.« Langsam begannen sie einander zu umkreisen, ein jeder auf der Suche nach einer Lücke in der Deckung des anderen. »Wenn dich jemand angreift, musst du alle Mittel nutzen, um die Kraft deines Gegners auszugleichen.«

Wieder und wieder kreuzten sie die Klingen, und auch wenn es ihr hin und wieder gelang, die Oberhand zu gewinnen, so hatte sie die meiste Zeit über doch alle Hände voll zu tun, sich den alten Recken vom Hals zu halten. Die Zuschauer feuerten sie an, was sie mehr ablenkte, als dass es half. Und immer wieder zwang Bär sie in eine Position, in der ihr die Morgensonne ins Gesicht fiel und sie blendete.

Der Frühling lag noch nicht lange über dem Land, und der Wind, der vom Meer salzige Luft herantrug, kühlte ihre erhitzten Wangen. Sie war schmutzig und verschwitzt, und es schien kaum einen Muskel in ihrem Körper zu geben, den sie nicht spürte, trotzdem liebte sie diese Übungsstunden. Sie

liebte es, sich zu verausgaben, und sie schätzte es, von Bärs Kampferfahrung zu lernen. Auch wenn das bedeutete, dass sie wieder und wieder im Dreck landete und sich mehr Blutergüsse und Prellungen einhandelte als wohl jede Prinzessin vor ihr. Sie war jedoch nicht sicher, wie viele Prinzessinnen vor ihr sich überhaupt mit einem Schwert in der Hand über den Übungsplatz hatten scheuchen lassen. Es bestand durchaus die Möglichkeit, dass sie die erste war.

Bär, der wegen seiner Stimme und dem grimmigen Äußeren so genannt wurde, hieß in Wirklichkeit Kearn und war, seit Rayne sich erinnern konnte, ein Teil ihres Lebens. Zusammen mit Dainn hatte er in einer Kompanie gedient, die ihrem Vater unterstellt gewesen war. Die drei waren Freunde gewesen, und als ihr Vater zum König gekrönt worden war, waren Dainn und Bär an seiner Seite geblieben. Offiziell waren sie Teil der königlichen Leibgarde, unterstanden jedoch nicht Kommandant Beolan, sondern nur ihrem Vater selbst.

Für Rayne waren die beiden weit mehr als nur Krieger ihres Vaters. Sie waren ihre Freunde, und besonders Bär, der in den siebzehn Jahren ihres Lebens stets als Beschützer an ihrer Seite gestanden hatte, war wie ein brummiger Onkel für sie. Ein Onkel mit einem großen Schwert, mit dem er sie nun einmal mehr vor sich hertrieb. Mit immer schneller werdenden Schritten wich Rayne zurück, bis sie mit dem Absatz ihres Stiefels an einer Unebenheit im Boden hängen blieb und stolperte. Um Bärs Hieb auszuweichen, blieb ihr keine andere Wahl, als sich fallen zu lassen. Sie landete hart auf dem Boden, rollte sich nach rechts und sprang wieder auf die Beine.

»Was ist mit deiner Magie?«, stichelte Bär. »Setz sie ein! Wehr dich!«

Schnaubend strich sich Rayne eine Locke, die sich aus ihrem Zopf gelöst hatte, aus dem Gesicht. Er wusste genau, dass ihre Magie in einer Situation wie dieser nutzlos war. Wenn sie auf ihre Gabe zugreifen wollte, musste sie sich kon-

zentrieren. Dazu blieb während eines Kampfes keine Zeit. *Vor* dem Kampf hätte sie etwas mit ihrer Magie ausrichten und vielleicht sogar verhindern können, dass es überhaupt zu einem Angriff kam. Aber darum ging es nicht. Sie wollte in der Lage sein, sich zu verteidigen, wenn sie *nicht* die Möglichkeit hatte, ihre Gabe zu benutzen. Sie war beileibe kein Schwächling, trotzdem war sie einem Mann wie Bär nicht gewachsen. Alles, was sie seiner Stärke und Erfahrung entgegenzusetzen konnte, waren Geschick und Wendigkeit. Sie musste schneller sein als er, wenn sie gegen ihn bestehen wollte.

Unglücklicherweise war er ein Meister der Finten. Und Rayne fiel immer wieder darauf herein. Auch jetzt, als er einen Schritt zurück machte, vermeintlich um sich in eine bessere Position für den nächsten Angriff zu bringen, konnte sie nicht widerstehen. Mit erhobenem Schwert stürmte sie vor und hätte ihn getroffen ... hätte er nicht im selben Moment einen Schritt zur Seite gemacht. Und als wäre es nicht schon demütigend genug, dass er sie ins Leere laufen ließ, stellte er ihr auch noch ein Bein. Ein mitleidiges Raunen ging durch die Zuschauer, jemand lachte, als Rayne zu Boden ging. Ein ernsthafter Gegner hätte ihr, noch während sie fiel, das Schwert in den Rücken gestoßen. Bär stand lediglich da und wartete, bis sie sich aufsetzte.

»Du schlägst dich gar nicht übel, aber du solltest wirklich aufhören, dich von mir übertölpeln zu lassen.«

»Schlechte Angewohnheiten lassen sich nur schwer ablegen.« Sie ergriff die Hand, die er ihr hinhielt, und ließ sich von ihm auf die Beine ziehen. »Aber ich merke mir jede Demütigung und werde meine Wut darüber, sollte der Ernstfall je kommen, an meinem Gegner auslassen«

»Du schonst mich also.« Er grinste, wurde allerdings gleich wieder ernst. »Ich hoffe, dass es nie nötig sein wird. Aber ich bin immer wieder überrascht, wie zäh du bist. Ich dachte damals wirklich, dass du schnell die Lust verlieren würdest,



wenn ich dich nur oft genug in den Dreck schicke. Aber du bist genauso stur wie deine Eltern.«

*Damals* war sie neun Sommer alt gewesen, und Darragh, ihr ältester Bruder, hatte ihr und ihrem Zwillingbruder Taeril gerade von Carandir erzählt, dem Bruder ihres Vaters, den sie nie kennengelernt hatten. Der Thronräuber Falinn hatte ihrem Onkel alles genommen und ihn als gebrochenen Mann zurückgelassen. Rayne hatte in diesem Moment beschlossen, dass ihr so etwas niemals passieren würde. Niemand würde je die Menschen bedrohen, die sie liebte. Sie war geradewegs zu ihren Eltern gegangen und hatte verkündet, dass sie lernen wollte, zu kämpfen. Als ihre Eltern nach dem Grund für ihren Entschluss fragten, sagte sie ihnen, dass sie nicht wie Onkel Carandir enden wollte.

»Dein Onkel konnte kämpfen«, hatte ihr Vater daraufhin ernst erwidert. »Doch geholfen hat es ihm nichts. Es gibt immer wieder Situationen im Leben, in denen die Macht einer Klinge nichts ausrichten kann.«

Ihre Eltern hatten vermutlich angenommen, dass das Thema damit erledigt war, und waren nicht weiter darauf eingegangen. Rayne jedoch hatte sich nicht so leicht geschlagen gegeben und so lange auf ihre Brüder eingeredet, bis diese anfangen, mit ihr zu üben. Sie kämpften mit Holzschwertern und Darragh und Taeril waren alles andere als zimperlich mit ihr umgesprungen. Als ihr Vater davon erfuhr, war er zunächst wütend gewesen. Er hatte sie allesamt zu sich gerufen und ihre Brüder dafür gescholten, Rayne eine Waffe in die Hand zu geben, auch wenn diese nur aus Holz war. Dann hatte er die Jungen fortgeschickt und sich an Rayne gewandt. »Es ist dir also immer noch ernst damit?«

»Ja, Vater.«

»Dann werde ich dafür sorgen, dass du unterwiesen wirst. Vernünftig, deinem Alter und deinen Kräften entsprechend.«

Ab diesem Zeitpunkt war Bär für ihre Ausbildung zuständig

gewesen und manchmal ließ sich auch Dainn zu einer Übungsstunde überreden. Zuerst hatten sie ihr beigebracht, mit einem Dolch umzugehen, und sie dann mit einem Holzsword üben lassen. Um ein echtes Schwert auch nur vernünftig heben zu können, war sie zu schwächlich gewesen. Der Umgang mit der Armbrust hingegen war ihr von Anfang an leichtgefallen, während ihr zum Spannen eines Bogens ebenfalls die nötige Kraft fehlte. Als sie schließlich sicher genug im Umgang mit dem Holzsword war, hatte sie ihr Kurzsword bekommen. Mittlerweile war sie auch in der Lage, mit einem Langsword umzugehen, doch die Waffe war nach wie vor zu schwer und unhandlich für ein längeres Gefecht.

Rayne war keine herausragende Kämpferin, das würde sie auch nie werden. Ihr genügte es zu wissen, dass sie sich, sollte es nötig sein, verteidigen konnte. Das Hauptaugenmerk ihrer Ausbildung lag auf anderen Bereichen.

Obwohl sie nie ein Reich regieren würde, hatten ihre Eltern Wert darauf gelegt, dass sie dieselbe Ausbildung erhielt wie ihre Brüder, weshalb sie über die Geschichte des Landes ebenso viel wusste wie über Politik und Kriegstaktik. Darüber hinaus war sie mit der Hofetikette sowie mit Tänzen und Musik vertraut. Selbst in Diplomatie war sie geschult, auch wenn das ein Gebiet war, das ihr nicht sonderlich lag. Wie ihre Mutter auch, neigte sie dazu, zu sagen, was sie dachte, und sich nicht hinter höflichen Floskeln zu verbergen. Zu Raynes Erleichterung teilte ihre Mutter auch ihre Abneigung gegen Handarbeiten, weshalb sie sie nie dazu gezwungen und ihr stattdessen alles beigebracht hatte, was sie wissen musste, um einen großen Haushalt zu führen. Sie war so vertraut mit der Kalkulation und Beschaffung von Vorräten, dass sie vermutlich sogar in der Lage gewesen wäre, eine ganze Stadt zu verwalten. Zumindest in der Theorie.

Als sie vier Sommer alt gewesen war, hatte sich herausgestellt, dass sie – im Gegensatz zu ihren Brüdern – die

magische Gabe ihrer Mutter geerbt hatte. Damals war sie mitten in der Nacht aus einem Albtraum erwacht. Die Dunkelheit im Raum hatte die Nachtmahre noch verstärkt und ihr solche Angst eingejagt, dass ihre Kräfte aus ihr herausgebrochen waren. In Panik und erfüllt von dem Wunsch nach Licht, hatte sie ihre Vorhänge in Brand gesetzt. Ihre Mutter, die ebenso wie ihr Vater und ihre Brüder von den Schreien aufgeschreckt worden war, hatte ihre eigene Magie eingesetzt, um die Flammen zu löschen. Rayne konnte sich selbst kaum an diese Begebenheit erinnern, Darragh und Taeril jedoch hatten jahrelang kaum eine Gelegenheit ausgelassen, sie damit aufzuziehen. Den Feurdämon von Naranor hatten sie sie genannt.

Nach dem Zwischenfall mit den Vorhängen hatte ihre Mutter sie beiseitegenommen und ihr ein Medaillon gegeben, dessen Kristallanhänger die Form einer Sonne hatte, von der unzählige Lichtstrahlen abgingen.

»Das soll dich immer daran erinnern, wie hell die Magie strahlen kann«, hatte sie gesagt. »Und wie gefährlich sie ist, wenn du nicht lernst, sie zu beherrschen.« Sie legte ihr die Kette um den Hals, nahm sie in die Arme und strich ihr über das Haar. Als sie Rayne schließlich wieder freigab, lächelte sie. »Solange du den Anhänger trägst, brauchst du die Dunkelheit nicht zu fürchten. Sieh her.« Sie griff nach Raynes Hand, legte das Medaillon hinein und strich mit einem Finger über die Oberfläche. Ein bläulicher Lichtschimmer ließ den Kristall erstrahlen und breitete sich um Rayne und ihre Mutter herum aus. Staunend hatte Rayne den Kristall betrachtet, auch dann noch, als das Licht nach einer weiteren Berührung längst wieder erloschen war.

Noch am selben Tag hatte ihre Mutter begonnen, sie in der Magie zu unterweisen.

Während der ersten Zeit hatte Rayne ihre Gabe noch nicht ausüben dürfen. Stattdessen hatte ihre Mutter sie alles über

die Grundlagen gelehrt, ihr Zusammenhänge deutlich gemacht und immer wieder eingeschärft, dass es eine machtvolle Gabe war, die überlegt eingesetzt werden musste und niemals missbraucht werden durfte. Sie hatte Rayne von jener Zeit erzählt, in der die Magie verfolgt und gefürchtet worden war. Einer Zeit, in der sie selbst nicht gewagt hatte, ihre Gabe einzusetzen. Zu Raynes Erleichterung gehörte das der Vergangenheit an, denn als sie endlich ihre ersten Zauber lernte, wusste sie sofort, dass die Magie ebenso zu ihr gehörte wie ihre Familie.

Der erste Zauber, den sie gelernt hatte, war, eine kleine Lichtkugel in ihre Hand zu rufen. Auch wenn das dem Effekt des Medaillons gleichkam, hatte sie es dennoch nie abgelegt. Sie trug es selbst zu den Übungsstunden mit Bär, sicher verborgen unter ihrem Wams und einer dünnen Lederrüstung.

In dem Sommer, als Rayne dreizehn geworden war, hatten ihre Eltern sie an die Akademie des Bronn geschickt. Ihre Mutter war der Ansicht, dass es ihr guttäte, auch von anderen Zauberern zu lernen. Natürlich verfügte Rayne noch lange nicht über so weitreichendes magisches Wissen wie ihre Mutter, doch sie interessierte sich ohnehin mehr für den praktischen Einsatz als für staubige Theorie. Wenn es um die Ausübung der Magie ging, hatte ihre Mutter erklärt, waren die Meister an der Akademie geübter als sie selbst und damit die besseren Lehrmeister.

Es war Rayne schwergefallen, Naranor zu verlassen, und sie genoss die wenigen freien Wochen zu Hause, die die Akademie ihren Schülern jedes Jahr zugestand, umso mehr. Das Wiedersehen mit ihrer Familie und ihren Freunden gehörte zu den wunderbarsten Momenten in ihrem Leben. Der einzige Wermutstropfen war, dass sie Taeril nur noch sehr selten sah. Als sie an die Akademie gegangen war, hatte ihr Zwilingsbruder entschieden, dass es – wenn sie ohnehin getrennt sein würden – auch für ihn gut wäre, seine Ausbildung fern

der Heimat fortzusetzen. Er wollte lernen, die Dinge aus verschiedenen Blickwinkeln zu betrachten, und herausfinden, wie andernorts Burgen und Städte verwaltet und Kämpfe bestritten wurden. Ihr Vater war seinem Wunsch nachgekommen und hatte ihn nach Lendaé, zu Fürst Weldon Carr, geschickt. Da Taeril seitdem noch seltener nach Hause kam als Rayne, hatten sie sich während der letzten Jahre größtenteils über lange Schriftwechsel ausgetauscht.

Im Moment war sie froh darüber, dass er nicht hier war und sich über ihre, in seinen Augen, kümmerlichen Kampfkünste lustig machen konnte.

Bär hob ihr Schwert auf und reichte es ihr. »Immerhin scheinst du an der Akademie nicht zu verweichlichen.«

»Solange ich oft genug nach Hause komme, um mich von dir über den Übungsplatz jagen zu lassen, besteht wohl keine Gefahr.«

Bär hob sein eigenes Schwert und neigte das Haupt. »Stets zu Diensten. Wenn du willst, können wir gleich weitermachen. Ich freue mich immer, wenn ich helfen kann.« Er grinste und meinte in Wirklichkeit, dass er sich jedes Mal freute, wenn sie nach Hause kam.

Ihre Ausbildung stand kurz vor dem Abschluss und Rayne würde bald nach Naranor zurückkehren. Allerdings nur für kurze Zeit, denn am Abend ihres achtzehnten Wiegenfestes würde ihr Vater ihre Verlobung mit Eyron Khardal, dem Fürsten von Maél, verkünden. Wenn sie erst vermählt waren, würde sie Naranor verlassen und ihrem Gemahl in dessen Heimat folgen. Sie war noch nie in den Bergen gewesen, doch sie kannte die Geschichten ihres Vaters, der einen Teil seiner Kindheit in Valin, dem Sitz des Fürsten von Maél, verbracht hatte, und war überzeugt davon, dass es ihr dort gefallen würde.

Eyron war dreizehn gewesen – vier Sommer älter als sie selbst –, als er nach Naranor gekommen war. Schon damals hatte sein Anblick ihr Herz höherschlagen lassen, auch wenn

er anfangs ungewöhnlich still und ernsthaft für einen Jungen seines Alters gewesen war. Von ihrem Vater hatten Rayne und ihre Brüder erfahren, dass es der Tod seines ältesten Bruders Yoren war, der Eyron belastete. Dieser Verlust war auch der Grund, warum er seinen Vater gebeten hatte, Valin für einige Zeit verlassen zu dürfen. Erst viel später hatte Rayne erfahren, welche Tragödie sich tatsächlich hinter Yorens Tod verbarg und wie weitreichend die Auswirkungen auf Eyrons gesamte Familie waren.

In den darauffolgenden Jahren waren Darragh und Eyron unzertrennlich geworden. Auch Rayne und Taeril hatten sich mit ihm angefreundet, und je älter Rayne geworden war, desto mehr Zeit hatte Eyron auch mit ihr verbracht. In dem Sommer, in dem sie fünfzehn geworden war, hatte er schließlich bei ihrem Vater um ihre Hand angehalten. Der König hatte ihm seinen Segen gegeben, unter der Bedingung, dass sie mit der offiziellen Verkündung bis zu Raynes achtzehntem Wiegenfest warteten und sie selbst der Verlobung ebenfalls zustimmte. Wäre es nach ihr gegangen, hätte sie Eyron sofort zu ihrem Gemahl genommen. Ihr Vater jedoch hatte darauf bestanden, dass sie erst ihre Ausbildung an der Akademie zu Ende brachte. »Wenn du ihn dann immer noch willst, habe ich nichts dagegen.«

Nur noch ein paar Monate, dann war es endlich so weit.

»Du grinst«, stellte Bär fest und warf ihr einen Lappen zu, mit dem sie ihr Schwert säubern konnte. Die Zuschauer begannen sich zu zerstreuen, als sie erkannten, dass das Schauspiel vorüber war. »Lass mich raten, wo deine Gedanken sind. Oder sollte ich besser sagen, bei wem?«

»Ich grinse nicht, ich lächle.« Rayne wischte den Staub von ihrer Klinge, hob die Scheide auf, die am Rand des Übungsplatzes an einen Pfosten gelehnt stand, und verstaute ihr Schwert.

Sie hatte Eyron nicht mehr gesehen, seit er Naranor vor

einem Dreivierteljahr verlassen hatte. Sein Vater war bei einem Reitunfall ums Leben gekommen und Eyron war als neuer Fürst nach Valin zurückgekehrt. Entsprechend groß war ihre Freude gewesen, als er vorgestern überraschend in der Königsburg angekommen war.

»Hast du überhaupt eine Gelegenheit gefunden, ihn zu sehen?«

»Kaum.«

Eyron hatte viel mit ihrem Vater zu besprechen gehabt, bevor dieser gestern Morgen mit Dainn und Beolan die Burg verlassen hatte. Den größten Teil des gestrigen Tages hatte er dann in der Stadt verbracht, um mit den hiesigen Händlern und Schiffseignern einige Verträge, die sein Vater noch geschlossen hatte, neu auszuhandeln.

Rayne waren nur die wenigen freien Momente dazwischen geblieben. Als Eyron heute bei Tagesanbruch wieder abgereist war, hatten sie gerade noch Zeit gefunden, sich zu verabschieden.

In den Monaten, die sie einander nicht gesehen hatten, war die Ernsthaftigkeit zurückgekehrt, die Eyron im Laufe ihrer gemeinsam verbrachten Jugend verloren hatte. Er war schon immer ehrgeizig gewesen, und jetzt war er mehr denn je entschlossen, seinem Vater ein würdiger Nachfolger zu sein.

»Ich kann nicht länger bleiben«, hatte er ihr heute Morgen am Tor erklärt und dabei ihre Hände in den seinen gehalten. »Ich habe viel zu tun und viel zu lernen. Ich will ein guter Fürst werden. Aber du wirst bald bei mir sein und darauf freue ich mich.« Dann hatte er sie noch einmal geküsst und war aufgebrochen.

»Wenn ich dein Vater wäre, würdest du die Burg nicht verlassen, bevor du dreißig bist«, brummte Bär und riss Rayne damit aus ihren Gedanken.

»Wenn du mein Vater wärst, würdest du mich im Turm einmauern.«

»Ich muss gestehen, dass die Vorstellung durchaus einen gewissen Reiz auf mich ausübt.«

Rayne seufzte. Von allen Menschen, die sie in Naranor zurücklassen musste, würde es für Bär am schwersten werden. Da sie wusste, wie sehr er sie vermissen würde, spielte sie mit dem Gedanken, ihn zu bitten, sie nach Valin zu begleiten. Er hatte zwar keine Familie, die ihn an Naranor band, doch all seine Freunde lebten hier. Ein Teil von ihr fand es selbstsüchtig, ihn vor die Wahl zwischen ihr und seinen Freunden zu stellen. Ein anderer Teil hingegen vertrat die Ansicht, dass es besser wäre, Bär diese Wahl selbst zu überlassen, anstatt sie für ihn zu treffen, indem sie allein ging.

Während sie noch nach Worten suchte, entdeckte sie Darragh, der ihnen entgegenteilte. Jeder seiner entschlossenen Schritte wirbelte kleine Staubwolken aus dem festgetretenen Erdboden auf, die seine Stiefel wie bräunlicher Nebel umgaben. Selbst in seiner Eile strahlte er den Stolz und die Würde eines künftigen Königs aus. Er war das jüngere Abbild ihres Vaters: lebendige blaugraue Augen, kantige Züge und eine Ernsthaftigkeit in seinem Blick, die davon zeugte, dass er sich seiner Verantwortung als Thronfolger nur zu bewusst war. Im Unterschied zu ihrem Vater jedoch war Darraghs Nase gerade und noch nie gebrochen worden, sein schwarzes Haar war weniger ungezähmt und sein Gesicht bartlos.

Manchmal war Rayne selbst überrascht, wie sehr Darragh ihrem Vater glich, während Taeril ganz nach ihrer Mutter kam und ihr rotbraunes Haar und die grünen Augen geerbt hatte. Man sollte meinen, dass sie und ihr Zwilling Bruder einander ähnelten, doch das war nicht der Fall. Ihre langen Locken waren haselnussbraun, ohne den roten Schimmer, den sie bei ihrer Mutter so sehr bewunderte, ihre Augen nicht grün oder grau, sondern bernsteinfarben mit einem dunkelbraunen Ring, der die Pupille umgab, und von langen Wimpern beschattet. Ihre hohen Wangenknochen fanden sich



ebenso wenig bei ihren Brüdern oder Eltern wieder wie die lange, schmale Nase und die weichen Gesichtszüge. Einzig in Gestalt und Größe kam sie nach ihrer Mutter, schlank und groß für eine Frau, jedoch nicht so hochgewachsen wie die meisten Männer. Und ganz sicher nicht so groß wie Darragh, der jetzt so dicht vor ihr stehen blieb, dass sie zu ihm aufsehen musste.

## 2

Vater braucht dich!«  
Rayne wollte ihrem Bruder sagen, dass sie ihren Vater aufsuchen würde, sobald sie sich gewaschen und umgezogen hatte, doch etwas an Darraghs Blick, gepaart mit dem Umstand, dass er sich nicht mit Höflichkeiten aufhielt und auch für Bär kaum mehr als ein knappes Nicken übrig hatte, sagte ihr, dass dafür keine Zeit blieb. *Warum sollte dafür keine Zeit sein?* Sie blinzelte irritiert. »Seit wann ist er wieder da?«

»Noch nicht lange. Beeil dich!«

Als Rayne Bär ansah, wirkte er ähnlich verwundert wie sie, bedeutete ihr aber, zu gehen. Sie warf ihm ihr Schwert zu und folgte Darragh, der mit so großen Schritten voranging, dass sie beinahe rennen musste, um mitzuhalten. Sie sparte es sich, ihn zu fragen, was passiert war, vermutlich würde er ohnehin keine Zeit mit einer Erklärung verschwenden. Bei den Göttern, was, wenn Eyron etwas zugestoßen war? Hatte ihr Vater sie rufen lassen, um ihr mitzuteilen, dass Eyron auf dem Weg nach Maél überfallen worden war oder sich bei einem Sturz vom Pferd das Genick gebrochen hatte, wie sein Vater?

Rayne zwang sich, jeden weiteren Gedanken von sich zu schieben. Sie würde es gleich erfahren. Es brachte nichts, wenn sie sich verrückt machte. Am Ende steckte etwas vollkommen Harmloses dahinter.

Sie verließen den Übungsplatz und eilten zwischen den Stallungen hindurch, an den Soldatenunterkünften vorbei, zu einer Seitentür, die neben der Küche ins Haupthaus führte. Während sie sich bemühte, mit Darragh Schritt zu halten,

versuchte sie, die losen Strähnen wieder in ihren Zopf zu schieben, damit wenigstens ihre Frisur ordentlich aussah, wenn schon Hemd, Hosen und Stiefel voller Erd- und Grasflecken waren.

Statt sie zum Arbeitszimmer ihres Vaters oder zur Ratskammer zu bringen, eilte Darragh den Gang entlang, der tiefer ins Herz des Haupthauses führte. Er ignorierte die Wachen und betrat das Treppenhaus, das zum königlichen Flügel hinaufführte. Immer zwei Stufen auf einmal nehmend, eilte er die gewundenen Steinstufen hinauf und trat schließlich in den breiten, von Wandteppichen und Bannern gesäumten Gang, in dem die Gemächer ihrer Eltern lagen.

Wieder überraschte Darragh sie, denn er ließ den Privatsalon, in dem die Familie in ruhigen Stunden zusammenkam, links liegen und strebte geradewegs zum Schlafgemach ihrer Eltern.

»Ist Vater etwa krank?«

Darragh sagte noch immer nichts. Vor der Tür hielt er inne und klopfte an. Auf das »Herein« ihres Vaters hin öffnete er die Tür. Elathar saß auf einem Stuhl neben dem Bett. Als Darragh und sie eintraten, stand er auf. Rayne glaubte, einen Anflug von Erleichterung in seinen Zügen zu erkennen, als er ihnen entgegenkam.

»Danke, mein Sohn.« Er nickte Darragh zu, ehe er sich Rayne zuwandte und sie in die Arme schloss. »Ich bin froh, dass du da bist, Liebes.« Erst jetzt wurde ihr bewusst, dass er noch immer seine Jagdgewänder trug. Sie konnte den Wald und das Lagerfeuer noch an ihm riechen.

Raynes Blick glitt über seine Schulter zu Dainn, der mit ungewöhnlich ernster Miene am Fenster stand, und dann weiter zu Lyanna. Dainns Gemahlin stand an der Kommode und zerstieß Kräuter in einem Mörser. *Aber wenn Vater nichts fehlt ...* Beinahe widerstrebend sah sie zum Bett, auf das ihr Vater ihr beim Eintreten den Blick versperrt hatte. Beim

Anblick ihrer Mutter, die bleich und mit geschlossenen Augen in den Kissen lag, sog sie scharf die Luft ein. Sie löste sich von ihrem Vater und eilte an Rissas Seite.

»Mutter! Was ist mit ihr?«

»Wir wissen es nicht.« Ihr Vater war zu ihr getreten. Die Matratze gab unter seinem Gewicht nach, als er sich auf die Bettkante setzte und sanft die Hand seiner Gemahlin in die seine nahm. »Als wir im Morgengrauen zurückkehrten, traf ich sie nicht in unseren Gemächern an. Keiner der Diener und auch keine der Wachen hatte Rissa gesehen, weshalb ich sie auf dem Turm vermutete.«

Der Turm war der Lieblingsplatz ihrer Eltern, ein Ort, an dem sie nur ungerne gestört wurden, weshalb Rayne und ihre Brüder früh gelernt hatten, sich von dort fernzuhalten.

»Dort fand ich sie reglos vor den Zinnen liegend.«

Rayne sah zu Lyanna hinüber. »Ist sie verletzt?«

Die Heilerin schüttelte den Kopf. Strähnen ihres goldenen Haars hingen ihr ins Gesicht. Sie wirkte müde. »Ich konnte keine Verletzungen finden und auch keine Spuren von Krankheit. Trotzdem wacht sie nicht auf.« Mit dem Stößel wies sie auf den Mörser vor sich. »Ich braue einen Trank, von dem ich hoffe, dass er sie aus ihrer Bewusstlosigkeit erweckt. In der Zwischenzeit ...« Lyanna richtete ihren Blick auf Raynes Vater.

Auch Rayne wandte sich ihm wieder zu. »Du willst, dass ich es versuche? Mit meiner Magie?«

Ihr Vater nickte. Behutsam legte er die Hand seiner Frau wieder aufs Bett, dann erhob er sich von der Bettkante und trat einen Schritt beiseite. Rayne zog sich einen Stuhl zurecht und setzte sich. Sie war keine Heilerin, und auch wenn ihre Magie vieles vollbringen konnte, zu heilen vermochte sie nicht. Sie konnte damit einen Schaden, der bereits angerichtet war, nicht ungeschehen machen. Allerdings konnte sie den Auslöser dahinter entfernen. Mit ihrer Gabe war sie in der

Lage, Fieber zu senken, Schmerzen zu lindern oder einer Entzündung Einhalt zu gebieten. Wenn jemand – Rayne wagte kaum, daran zu denken – ihre Mutter vergiftet hatte, wäre es ihr möglich, das Gift aufzuspüren und zu neutralisieren. In Verbindung mit Lyannas Heiltränken konnten sie dann nur noch darauf hoffen, dass es genügte und der Körper ihrer Mutter aus eigener Kraft heilen würde.

Mit einem Mal wurde Rayne die Verantwortung bewusst, die auf ihren Schultern lastete. Wenn sie nichts ausrichten konnte, was dann? Als sie die Hand ihres Vaters auf ihrer Schulter spürte, sah sie auf. Er nickte ihr aufmunternd zu. Rayne atmete durch, dann legte sie ihrer Mutter die Hand auf die Stirn und schloss die Augen.

Rissas Haut war kühl und trocken unter ihrer Berührung, kein Anzeichen von Fieber. Vorsichtig gab Rayne einen Teil ihrer Energie frei, ließ sie ihren Arm entlang, in die Fingerspitzen und dann in den Körper ihrer Mutter fließen. Konzentriert stellte sich Rayne vor, wie die Energie, von der Kraft ihres Willens gelenkt, zu reiner Magie wurde, die sich immer weiter ausbreitete. Tastend und suchend. Sie nahm sich Zeit, sandte ihre Gabe durch den Körper ihrer Mutter, auf der Suche nach einer Krankheit oder einer Verletzung, die sich dem bloßen Auge entzog. Aber da war nichts. Sie fand nicht den geringsten Anhaltspunkt dafür, was ihrer Mutter zugestoßen sein mochte und warum sie nicht bei Bewusstsein war. Wieder und wieder sandte sie ihre Energie aus. Suchte jetzt nicht mehr nach allen Möglichkeiten gleichzeitig, sondern konzentrierte sich bei jedem weiteren Mal auf etwas anderes. Krankheit. Verletzungen. Gift. Doch ganz gleich, wie oft sie es auch versuchte, da war nichts. Schließlich tastete sie nach dem Funken, der ihre Mutter am Leben hielt.

Als Rayne gerade erst begonnen hatte, ihre eigene Magie zu entdecken, hatte ihre Mutter ihr den Funken gezeigt und ihr erklärt, dass – nach allem, was damals im Kampf gegen

Falinn geschehen war – dieser Funke unerlässlich war, um ihren Körper am Leben zu erhalten. *Wie ein zweites Herz.* Vor einigen Jahren war ihre Mutter einmal vom Winterfieber heimgesucht worden, das sie von Tag zu Tag mehr geschwächt hatte. Die Heiler, selbst Lyanna, waren ratlos gewesen und hatten nichts weiter tun können, als Tränke gegen das Fieber zu brauen und das Beste zu hoffen. Rayne hatte das Warten damals nicht länger ausgehalten. Ihren Vater rastlos und voller Sorge zu sehen, war beinahe unerträglich gewesen. Deshalb hatte sie sich zu ihrer Mutter geschlichen und zum ersten Mal versucht, mit ihrer Magie zu heilen. Sie hatte schnell herausgefunden, dass das nicht möglich war. Immerhin war es ihr gelungen, das Fieber zu bekämpfen. Und dabei hatte Rayne den Funken gespürt, wie ein vor Leben pulsierender Schein. Hell und warm und voller Kraft. Trotz der Krankheit. Ihre Mutter war stark gewesen, und Rayne hatte erkannt, dass sie die Krankheit besiegen würde.

Als sie jetzt jedoch nach dem Lebensfunken tastete, fand sie statt der pulsierenden Kraft nur einen schwachen Schimmer. Gedämpft und kaum vorhanden. Nicht mehr als ein Echo jenes Funkens, den sie selbst während des Fiebers unvermindert stark gespürt hatte.

Rayne schnappte erschrocken nach Luft. Wie war das möglich?

»Was ist los?«, vernahm sie die Stimme ihres Vaters neben sich. »Was spürst du?«

Rayne antwortete nicht. Sie blendete alles um sich herum aus und konzentrierte sich allein auf ihre Mutter. Wenn der Funke Schaden genommen hatte, musste es dafür eine Ursache geben. Wieder ließ sie ihre Energie fließen, mehr als zuvor, und öffnete ihre Sinne auf der Suche nach etwas Ungewöhnlichem. Etwas, an das sie nicht gedacht hatte.

Anfangs war da nichts. Dann jedoch wurde Rayne bewusst, was sie übersehen hatte. Sie hatte nach Verletzungen, Krank-

heiten und Gift gesucht. Nach allem, das einem Körper Schaden zufügen konnte. Dabei war ihr etwas Entscheidendes entgangen: Ihre Mutter trug nicht die geringste Energie in sich. Ganz gleich wie sehr ihre Mutter sich verausgabte und wie viele Zauber sie auch gewirkt haben mochte, um ihre Kräfte derart aufzuzehren – sie hätten längst beginnen müssen, sich zu regenerieren. Aber da war nichts. Es war, als blickte sie in einen bodenlosen Abgrund aus tiefer Finsternis, dort wo eigentlich die Energie sein sollte.

Während sie suchte, fiel ihr etwas anderes auf, eine Art Ablagerung. Ein Überrest, der sich wie eine feine, kaum wahrnehmbare Spur durch den Körper ihrer Mutter zog.

Rayne schloss die Augen und konzentrierte sich darauf, diesen Überrest für ihr inneres Auge sichtbar zu machen. Sie wusste, wie es aussah und sich anfühlte, wenn an einem Körper Magie gewirkt worden war. Sie kannte die Anzeichen und die Spuren, die das hinterließ. Was sie jetzt jedoch wahrnahm, war anders als alles, was sie je gesehen hatte. Das war keine gewöhnliche Magie. Es war etwas anderes. Etwas ungleich Dunkleres und Mächtigeres.

Rayne sah auf. »Sie hat keinerlei Energie mehr in sich und ihr Lebensfunke ist nahezu ausgelöscht.«

Die Miene ihres Vaters versteinerte.

»Aber das wird sich wieder geben, oder?« Dainn war ans Fußende des Bettes getreten. »Ich meine, wenn sie erst wieder genug Energie aufgenommen hat, wird doch auch der Funke wieder ... Elathar, speist sich dieser Funke nicht aus der Essenz, die überall um uns herum ist?«

Ihr Vater schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht, dass es so funktioniert«, sagte er ruhig. »So, wie ich es damals verstanden habe, ist dieser Funke zwar mit der Essenz verbunden, nimmt daraus aber keine weitere Kraft auf. Er ist einfach da. Immer gleichmäßig.«

Rayne wusste nichts über eine Verbindung zwischen dem

Funken und der Essenz, darüber hatte ihre Mutter nie mit ihr gesprochen.

»Sie müsste eigentlich längst wieder ein wenig Energie in sich haben. Aber da ist nichts«, sagte Rayne. »Das lässt nur einen Schluss zu: Sie hat ihre Kräfte nicht dadurch erschöpft, dass sie Magie gewirkt hat – jemand muss sie ihr entrissen haben.«

»Ein Angriff?« Ihr Vater fuhr auf. »Unmöglich! Wie hätte jemand auf den Turm kommen sollen? Die Wachen hätten doch ...« Er verstummte, dann nickte er. »Zauberwerk. Wer auch immer es war, hat sich mit Magie Zutritt verschafft!«

Rayne erinnerte sich an die Erzählungen ihrer Mutter, über Falinns Zauberer, der versucht hatte, ihr das Herz der Magie zu entreißen, als sie es in sich getragen hatte. Damals hatte er mit ihrer Energie begonnen und sich langsam zur Essenz vorgearbeitet. Wenn es ihr nicht gelungen wäre, gegen ihn anzukämpfen, hätte er ihr das Leben genommen.

»Wer immer Mutter angegriffen hat, muss es auf ihre Magie abgesehen haben. Auf *all* ihre Magie. Dabei wurde ihr Lebensfunke nahezu ausgelöscht.«

*Aber warum? Und wer?* Ihre Mutter hatte großes Wissen über die Zauberei, doch ihre magischen Kräfte waren begrenzt. Der Angreifer hingegen schien über große Macht zu verfügen. Warum sollte er dann die Kräfte eines anderen rauben?

»Warum nahezu?« Lyanna hatte den Stößel sinken lassen und sich zu ihnen umgedreht. »Warum hat er den Funken nicht komplett ausgelöscht?«

Raynes Vater schnappte nach Luft. »Reicht es nicht, dass er sie beinahe umgebracht hat?«

Dainn hob beschwichtigend die Hände. Zum ersten Mal bemerkte Rayne, wie müde er aussah. Beinahe ebenso angegriffen wie ihr Vater. Seine freundlichen Züge wirkten ernst und angespannt, und der Schalk, der für gewöhnlich in seinen Augen blitzte, war verschwunden.